Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

37. Jahrgang.

Nr. 42 **Bremen-Berlin, den 15. Oktober** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Gemeinschaft des heiligen Geistes. Von R. Herrmann. — Von den geistig Armen. II. Von Eduard Schulze. — Die Vereinigung von Protestantismus und Katholizismus. II. Von Dr. Hegemann. — Die Christlichkeit der Nottaufen. — Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte. Von Lic. Dr. Becker. — Nozomi no hoshi. Sterne der Hoffnung! I. — Vom Büchertisch.

Gemeinschaft des heiligen Geistes.

Es gibt Gemeinschaft, die der Hauptsache nach auf äußerlichen materiellen Interessen beruht. An solche Gemeinschaft denkt man, wenn man von politischer oder wirtschaftlicher Interessengemeinschaft redet.

Wir wollen aber von innerlicher Gemeinschaft reden. Die beruht irgendwie auf Seelenverwandtschaft. Die Seelen verschiedener Menschen finden sich an irgend einem Punkt, bei irgend einer Sache zusammen; oder anders ausgedrückt: in diesen Seelen ist eine Bewegung nach dem gleichen Ziele hin. Wenn diese Seelen das von einander merken, dann fühlen sie sich verbunden, wie Wanderer, die auf dem Wege zum gleichen Ziele sich treffen. Es entsteht ein eigentümliches frohmachendes Gefühl der Gemeinsamkeit, es entsteht Geistesgemeinschaft. Je stärker die entsprechenden Bewegungen in den Seelen der Menschen sind, je mehr Raum sie darin einnehmen, je näher sie dem Zentrum der Persönlichkeit stehen, desto stärker ist dieses froh machende Gefühl.

Was sind das für Dinge und Ziele, die solche innere Gemeinschaft unter den Menschen begründen?

Dort sitzen zwei ernste Männer zusammen. Ihren Gesichtern sieht man an, daß sie von ernsten Dingen reden. Aber doch liegt ein Hauch von Fröhlichkeit darüber. Jahrelang schon haben sie mit einander gearbeitet, gekämpft für eine Sache, von deren Gerechtigkeit sie überzeugt sind. Das Wohl ihrer Mitmenschen wollen sie damit fördern. All ihre freie Zeit haben sie dieser Sache gewidmet. Treu haben sie zusammengehalten, und ihre Arbeitsgemeinschaft hat manche Meinungsverschiedenheit über die Wege zum Ziel überdauert. Und nun reden sie wieder von ihrem gemeinsamen Werk, und zu der Schaffensfreude des tätigen Mannes kommt die Freude der Gesinnungsgemeinschaft. Ihre Seelen sind auf den gleichen Punkt gerichtet: Besserung der Verhältnisse in einer bestimmten Beziehung. Sie fühlen sich innerlich verbunden, so oft sie an ihr Werk denken und an diesem Werke arbeiten.

Das ist Arbeitsgemeinschaft, eine Quelle vieler Freude, eine Ursache für manche Stunde voll innerlichen Glücksgefühls. Es ist innerliche Gemeinschaft, aber noch nicht das, was das Neue Testament unter „Gemeinschaft des heiligen Geistes" versteht. —

Ein einziges Mal hatten diese zwei Männer das Gefühl, durch eine tiefe Kluft geschieden zu sein. Sie hatten von jenen öden Philistern geredet, die höhnisch und überlegen lächeln, wenn von Arbeit und Opfern für das Allgemeinwohl die Rede ist; und von jenen schlimmen Heuchlern nach Art des Ibsenschen „Volksfeind", die unter der Firma des Allgemeinwohls ihre allereigensten Geschäfte besorgen. Sie wollten sich sagen, weshalb sie nicht so sein könnten, wie jene, und der eine meinte: weil wir Kinder sein wollen unseres Vaters im Himmel, Glieder jenes Gottesreiches, das Jesus von Nazareth auf Erden gründen wollte. Der andere aber erwiderte, das seien doch ungewisse Dinge, und er komme auch ohne das aus; sein Leben und Wollen sei fest und in sich selbst gegründet und brauche solche „Stützen" nicht. Seitdem hatten sie nicht mehr davon gesprochen, aber immer, wenn sie zusammen saßen und einer von ihnen an diese Kluft dachte, die sie trennte, dann lagerte sich ein Schatten auf sein Gesicht. Die Wurzeln ihres Wesens steckten in verschiedenem Boden.

Das aber ist Gemeinschaft des heiligen Geistes, wenn zwei Menschen von einander merken, daß die Wurzeln ihres Wesens und Wollens im gleichen Boden stecken, daß ihres Wirkens und Schaffens Kraft kommt aus dem Gefühl des Verbundenseins mit dem Allgeist, den wir als den Vater Jesu Christi kennen. Das Bewußtsein dieser Gemeinschaft macht viel froher, als das Gefühl der Arbeitsgemeinschaft auf irgend einem Gebiet. Mag das Werk, an dem man mit arbeitet, politisch, kirchlich, volkswirtschaftlich, wissenschaftlich oder sonst etwas sein — bei einem religiösen Menschen, d. h. bei einem Voll- oder Edelmenschen füllt es nicht die ganze Seele aus. Es ist nur wie Stamm und Krone eines Baumes. Die Wurzel aber, das Kraft- und Nahrunggebende, ist verborgen. Das Letzte, das Tiefste im Menschen reicht hinein in die Tiefen der Gottheit. Das an andern Menschen zu merken ist höchste Freude — Gemeinschaft im heiligen Geist.

Sind wir nicht Funken, die einsam glühen im Chaos des toten Weltstoffs? Heller leuchtet der Funke, wenn er irgendwo eines andern Funkens Leuchten entdeckt.

Sind wir nicht Funken, die in der Kälte der Welt sich sehnen nach dem ewigen Zentralfeuer?

Sind wir nicht Kinder, die sich sehnen nach dem Vaterherzen?

Diese Sehnsucht bindet die Menschen an einander so fest wie nichts sonst in der Welt.

Oberweid. R. Herrmann.

Von den geistig Armen.

II.

Nachdem wir in unserem ersten Artikel eine Charakteristik des Schwachsinns sowie eine Schilderung der Leiden eines verkannten schwachsinnigen Kindes gegeben haben, nachdem wir hieraus, sowie aus den Ursachen der geistigen Minderwertigkeit die Notwendigkeit einer besonderen unterrichtlichen Behandlung der Schwachen dargetan haben, wollen wir jetzt versuchen, den Weg zu zeigen, auf dem die heutige Pädagogik tatsächlich im stande ist, diese Kinder zu retten, ihnen einen Vorrat von intellektuellem Verständnis mitzugeben, der sie befähigt, an ihrem bescheidenen Teile eine selbständige Stellung im Leben und in der Gesellschaft einzunehmen, der sie soweit kräftigt, daß sie im Kampfe ums Dasein bestehen.

Haben wir mit diesen Worten im allgemeinen das Ziel der Erziehung schwachsinniger Kinder festgesetzt, so ist es doch sogleich nötig, um nicht mißverstanden zu werden, eine Einschränkung zu machen: Das Endziel dieser Erziehung kann leider nicht die Heilung der schwachen Begabung sein, eine solche ist unmöglich, da es nicht in unserer Macht steht, ein krankes Gehirn in ein rüstiges zu verwandeln, da es kein Mittel gibt, das diesen Menschenkindern den auf organische Störungen zurückzuführenden geistigen Mangel ersetzen könnte. Unsere Arbeit an den geistig Armen kann nur abzielen auf ein Bewahren vor weiterer geistiger Rückbildung und falscher Entwicklung, auf ein Fördern der vorhandenen physischen, intellektuellen und sittlichen Kräfte, auf ein Richten und Lenken der Entwicklung in Bahnen, die auf den rechten Lebensweg führen. Und schon dieses Ziel ist ein so hehres und erhabenes, daß es wohl des Schweißes der Edelsten wert ist!

Was ist nun notwendig zur Erreichung des Zieles? 1. Um Unregelmäßigkeiten, Versehen, Verfehlungen, falsche Behandlung in der körperlichen und geistigen Entwicklung zu vermeiden, ist vor allem eine eingehende Kenntnis des Wesens, der Geistesverfassung, der körperlichen und geistigen Entwicklungsvorgänge, der Entwicklungsfähigkeit, kurz, der Individualität jedes einzelnen schwachsinnigen Kindes die unerläßliche Voraussetzung für eine aussichtsreiche Behandlung. Der Erzieher schwachsinniger Kinder hat deshalb eine Untersuchung der ihm anvertrauten Zöglinge nach folgenden Gesichtspunkten vorzunehmen: erbliche Belastung des Kindes, Milieu, in dem es sich bisher entfaltet und augenblicklich entwickelt, pädagogische Verhältnisse, in denen es sich bis dahin befunden, vorgeburtliches Leben des Kindes, seine Geburt, seinen körperlichen Zustand, mit besonderer Berücksichtigung seiner Ernährung, etwaiger adenoïder Wucherungen, Feststellung von Mißbildungen des Schädels, von Abnormitäten des Gesichts, von funktionellen Regelwidrigkeiten, Zustand des Nervensystems, psychischer Zustand durch Prüfung der Sinnesorgane, durch Untersuchung der Aufmerksamkeit und der Assoziationsfähigkeit, moralischer Zustand sowie jeweiliger Entwicklungsstandpunkt in pädagogischer Hinsicht.

2. Nicht gleichgültig für eine günstige Prognose ist ferner der Zeitpunkt des Einsetzens der erziehlichen Einwirkung und ihre Dauer. Für jedes junge Menschenkind, normales ebenso wie anormales, bedeutet der Eintritt der Pubertät eine wahre Revolution des körperlichen und seelischen Gleichgewichts und Aufgabe der Erziehung ist es, in geschickter Weise für eine gesunde Weiterentwicklung gerade während dieses Zeitraumes Sorge zu tragen. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß die Bildsamkeit der Schwachsinnigen mit den Jahren abnimmt, daß die Pubertät bei ihnen meist einen Stillstand der erreichten Geistesentwicklung bewirkt. Aus diesen Gründen müssen wir auf ein möglichst frühzeitiges Einsetzen einer besonderen Erziehung, auf die Möglichkeit einer intensiven erziehlichen Einwirkung in der Zeit vor dem Eintritt der Pubertät Bedacht nehmen. Darum wünschen wir, daß der Beschluß des Verbandstages der Hülfsschulen Deutschlands, nach welchem die Aufnahme der Kinder in die Hülfsschule „in der Regel erst nach einem ein- bis zweijährigen erfolglosen Besuche einer Volks- bezw. Bürgerschule" erfolgt, nicht oft wörtlich zur Anwendung komme; unser Wunsch ist vielmehr, daß man in den beteiligten Kreisen Sorge trage, die schwache Begabung recht frühzeitig zu erkennen, damit das Kind nicht ein oder zwei Jahre in der Volks- oder Bürgerschule erfolg- und nutzlos verbringe, damit vielmehr diese ein resp. zwei Jahre schon für eine besondere Behandlung benutzt werden können. Es ist weiter wünschenswert, daß die Erziehung nicht, wie heute noch üblich, mit dem vollendeten 14. Lebensjahre des Kindes beendigt ist, sondern daß sie ausgedehnt werde bis auf das 16. und 17. Jahr. Einsichtige Eltern haben die Schulzeit ihrer schwachsinnigen Kinder schon bis zu dem letztgenannten Zeitpunkte hinausgeschoben; unser Ideal wäre die obligatorische Festlegung dieser verlängerten Schulzeit mit anschließender Fortbildungsschule bis zum 20. Lebensjahre.

3. Das schwachsinnige Kind kann nicht, wie das normal beanlagte, durch eigene geistige Tätigkeit seinen Vorstellungskreis bereichern, Erfahrungen sammeln und im ganzen Gedankenkreise verarbeiten, um so die Lücken auszufüllen, die Lehrplan und Erziehung lassen; jede Vernachlässigung irgend einer Seite der Erziehung, jede Nichtbeachtung eines Leidens, jede Versäumnis der Methode, jede Überschätzung der schwachen Leistungsfähigkeit wird im Gesamtresultat der Erziehung zu spüren sein. Darum gilt als erste Forderung einer erfolgreichen Erziehung Schwachsinniger: Einheitlichkeit im Erziehungswerke! Deshalb fort mit dem bloßen Nachhülfeunterricht, fort mit den sogenannten Nebenklassen, fort mit Hülfsschulen, die innerlich und äußerlich nur Anhängsel einer der großen Schulkasernen sind, fort auch mit allem Fachunterricht. Nur dadurch wird es möglich werden, das schwachsinnige Kind in seinem Gesamtorganismus zu fördern, es als ein in sich gefestigtes Ganze hinaus zu senden in den Kampf des Lebens, in dem es sich behaupten soll. Diese geforderte Einheitlichkeit der Gesamterziehung wird dann auch das Ziel erstreben, das wir jetzt bestimmter als oben also formulieren: Die Rettung der Schwachsinnigen erblicken wir in einer sittlich-religiösen Bildung und in einer wirtschaftlich-praktischen Ausbildung für die Forderungen des gesellschaftlichen Lebens.

Ehe wir nun auf das Hauptmittel zur Erreichung des gesteckten Zieles eingehen, auf den Unterricht in der Hülfsschule, ist es nötig, das Wesen des Schwachsinns in Kürze psychologisch zu erklären; denn gerade auf dieser psychologischen Grundlage beruht die Eigenart und Schwierigkeit dieses Unterrichts. Das Hauptmerkmal des Schwachsinns ist „der größere oder geringere Mangel an subjektiver (spontaner) Energie, der sowohl die willkürliche als auch unwillkürliche Konzentration der Psyche auf einen Gegenstand erschwert oder unmöglich macht". Als notwendige Folge dieses Konzentrationsmangels gibt sich kund die unvollständige und ungenaue Perzeption der Sinneseindrücke und diese wieder bedingt die Art des Gedächtnisses, das bei Schwachsinnigen weder treu, noch dauernd und umfangreich ist. Das Gedächtnis wiederum ist die Vorbedingung der Apperzeption, der Aneignung neuer Vorstellungen durch bereits bekannte. Als weitere Mängel, die zur Unvollkommenheit der geistigen Prozesse beitragen, müssen hier noch genannt werden die erhöhte Sensibilität, die jeden fremden Reiz zur Empfindung werden läßt, und der Mangel an Ausdauer, der es selten zu einer andauernden Konzentrierung der Gedanken auf einen Gegenstand kommen läßt.

Welches sind nun die besonderen unterrichtlichen Einrichtungen, durch welche die Hülfsschule diese im Wesen der Schwachsinnigen liegenden seelischen Unvollkommenheiten berücksichtigt?

Es sind: 1. ein Unterricht, der beruht auf dem Prinzip der Arbeit,
2. ein ausgedehnter Unterricht im Freien.

Wie diese beiden unterrichtlichen Maßnahmen ganz be-

sonders geeignet sind, die Bildung der Schwachen nach jeder Richtung hin zu fördern und zu heben, soll jetzt gezeigt werden.

1. Bei jedem Kinde, erst recht bei dem im Sinnen geschwächten, ist das Nervensystem mit seinem Zentralorgan, dem Gehirn, noch unentwickelt, und die Erziehung hat die Aufgabe, die vollständige Entwicklung und gänzliche Vollendung herbeizuführen, soweit es die Unterbrechung in der Entwicklung zuläßt. Seit uns nun die Physiologie bewiesen, daß die Entwicklung der verschiedenen Nervengebiete direkt von der Tätigkeit abhängt, die wir ihnen auferlegen, seit sie uns gezeigt, daß jede Tätigkeit auf das Nervensystem zurückwirkt und so zur Bildung des Geistes beiträgt, seit sie uns klar gestellt, daß organische Unzulänglichkeit Funktionsschwäche nach sich zieht, seitdem haben wir in der Tätigkeit, in dem Tun, in dem Arbeiten der Organe das beste Mittel, die verschiedenen Zentren des Zentralorgans zu vervollkommnen, haben wir in dem Machen, in dem Darstellen den geeignetsten Weg, den Apparat auszubilden, in dem die Ideen und Ideenassoziationen keimen sollen. Das Endziel unserer Erziehung ist die Beeinflussung des Wollens und Handelns. Da nun hierfür die Empfindungen und Vorstellungen maßgebend und von bestimmendem Einfluß sind, da hierfür wieder die Tätigkeit der Organe, die Bewegungen das Grundlegende und Bildende sind, so müssen wir als das Erste und Wichtigste eines wohlverstandenen Erziehungssystems, einer wirklich geistigen Orthopädie, die Forderung aufstellen: Bildung und Entwicklung des Geistes durch den Einfluß, die Ausbildung und ausgibige Benutzung der Bewegung! Anerkennung des Prinzips der Arbeit! Und welche Vorteile erhoffen wir von der Anwendung dieses Grundsatzes für unsern Unterricht? Durch das Tun erlangen die Schüler eine genaue und sichere Erkenntnis, die verbunden ist mit einem Gefühle der Lust, mit einem Anreiz zu weiterer Tätigkeit und damit zu weiterem Lernen. Das ist der Vorteil der Arbeit für ein vielseitiges und gleichschwebendes Interesse. Dadurch heben wir bei unseren schwachbegabten Schülern gerade das auf, um des willen wir sie von den normalen besonders genommen haben, die psychische Passivität. Im engsten Zusammenhange mit dem Interesse steht das Gedächtnis, dessen Umfang, Treue, Dauerhaftigkeit und Dienstbarkeit wir durch das Tun am wirksamsten fördern; gleichzeitig passen wir uns mehr als bisher den verschiedenen Sinnestypen unserer Schüler an. Ebenso wie für das Gedächtnis, die unveränderte Reproduktion der Vorstellungen, ergeben sich auch Vorteile für die veränderte Reproduktion, für die Phantasie. Hierfür von entscheidendem Einfluß ist es, ob das Leben des Zöglings dürftig oder reich, einförmig oder wechselvoll ist, ob die gewonnenen Vorstellungen scharf, klar und geordnet oder unbestimmt und verworren sind. Unsere Schüler zeigen nun eine gewisse Armut an Phantasie, weil ihnen die beiden wichtigsten Voraussetzungen für diese Tätigkeit fehlen: ein Schatz vorhandener Vorstellungen und das Schaffen neuer Vorstellungsverbindungen. Dazu kann einzig und allein ein Unterricht beitragen, der die Nötigung zum richtigen Sehen, zum genauen Betasten, zum klaren Erfassen mit allen Sinnen in sich hat, der auch hinreichend Raum, Gelegenheit und Anlaß zu freier, selbsttätiger Reflexion bietet — der Unterricht durch Arbeit. Daß dieser des weiteren Vorteile für die Sprachbildung, für die Fertigkeit im mündlichen Ausdruck, für das Einsetzen der rechten Aufmerksamkeit, für eine wirkliche Konzentration in sich hat, daß er am besten vorbereitet für das spätere Leben — dies alles kann ich an dieser Stelle nur erwähnen.

2. Und welche Erwartungen hegen wir vom Unterricht im Freien? Er allein macht es möglich, daß unsere an Vorstellungen armen Kinder eine wahrhafte Anschauung von der Natur, eine eingehende Kenntnis alles Heimischen und damit eine umfassende Sachkenntnis erlangen. Unsere abgestumpften, apathischen Kinder leben beim Unterrichte im Freien wieder auf; es zeigt sich bei ihnen bald der in jedem Kinde liegende Wissenstrieb, und sie werden dadurch sogar zu fragenden, nicht nur zu automatenhaft antwortenden Wesen. Da besonders wir Lehrer der Schwachen durch die Schwierigkeit unserer Arbeit immer fort auf den Zusammenhang der Verstandestätigkeit mit der Sinnestätigkeit gewiesen werden, da gerade wir erfahren, daß ohne fortgesetzte Übung der Sinne, ohne vorzügliche Beschaffenheit der Sinne ein klares Anschauen, ein scharfes Denken, ein richtiges Urteilen nicht möglich ist, so müssen vor allem wir auf eine möglichst vollkommene Ausbildung der Sinne unserer Schüler dringen. Und wodurch könnten wir dieser Forderung besser genügen als durch einen ausgedehnten Gesamtunterricht im Freien?! Ein weiteres Hindernis eines gedeihlichen Bildungsfortschrittes erwächst uns aus der Spracharmut unserer Kinder; sie sind spracharm, sie sprechen nichts, weil sie nichts zu sprechen haben, weil ihnen die Vorstellungen mangeln, darum muß der Lehrer durch Unterricht im Freien für Schaffung eines reichen Vorstellungslebens sorgen. Mit den Vorstellungen von den Sachen wird sich auch das Sprechen über die Sachen einfinden; es ist hier wie überall: wes das Herz (der Kopf) voll ist, von dem geht der Mund über. Neben der Anregung der Phantasie, die gleichfalls die Folge eines reichen Schatzes an Vorstellungen ist, entzündet der Unterricht in Gottes freier Natur die rechte Natur-, Heimats- und Vaterlandsliebe, erzeugt er Achtung vor der Schöpfung und Ehrfurcht vor dem Schöpfer. Wir werden deshalb unsern Religionsunterricht hauptsächlich in Anlehnung an den Unterricht im Freien betreiben, da die religiöse Unterweisung ihre Wirkung nicht so sehr im Gedächtnis und im Verstande, als vielmehr im Herzen und im Gemüt unserer Kinder zu suchen hat. (Durch eine Analyse der religiösen Seite des Wesens unserer Schwachen die würdigsten Stoffe für die religiöse Erziehung dieser Kinder festzustellen, sowie im Anschluß an diese Untersuchung die beste Methode der Heranbringung und Übermittelung der betr. Stoffe klarzulegen, wäre eine dankbare Aufgabe eines theologischen Fachmannes. Wer setzt sich dieserhalb mit mir in Verbindung?)

Es wäre nun noch vieles zu sagen über den eigenartigen Betrieb jedes einzelnen Unterrichtsfaches, über die mit der theoretischen Unterweisung Hand in Hand gehende Anleitung zum ethischen und ästhetischen, zum rechten und guten Handeln, über die zweckmäßigste Schulorganisation und über die Pflege und soziale Fürsorge für die Schwachen während und nach ihrer Schulzeit. Doch das alles an dieser Stelle auseinanderzusetzen, würde der Aufgabe dieses Blattes nicht entsprechen. Das mir gesteckte Ziel glaube ich durch die vorstehenden kurzen Ausführungen erreicht zu haben, nämlich zu zeigen, daß eine erfolgreiche Erziehung der Schwachsinnigen wohl möglich ist, daß Aussicht vorhanden ist, diese von der Natur so stiefmütterlich Bedachten soweit zu fördern, daß sie, mit sittlich-religiösem Gemüt, mit intellektueller Bildung, mit technischen Fertigkeiten ausgerüstet, an ihrem Teile tätig sein können am Werke der Kultur. Aufgabe der menschlichen Gesellschaft, Pflicht jedes Einzelnen unter uns wird es sein, an diesem hehren Werke der Erziehung nach besten Mitteln und Kräften mitzuwirken, eingedenk des Vorbildes des Nazareners, der sich mit besonderer Liebe der Mühseligen und Beladenen annahm, eingedenk seines Wortes: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!

Halle a. d. S. Eduard Schulze.

Die Vereinigung von Protestantismus und Katholizismus.

II.

Der englische Philosoph Fairbairn hat u. E. dieses tiefsinnige Geschwätz am besten beurteilt, wenn er in seiner Antwort sagt: „Ich glaube nicht, daß es möglich ist, dem englischen Volke klar zu machen, daß die Vereinigung mit Rom auch nur diskutierbar ist. Autorität im Sinne der

Unfehlbarkeit, bedeutet ganz einfach die Herrschaft einer positiven Gesetzgebung auf dem religiösen Gebiet und demzufolge, nach meiner Meinung, nur einen andern Ausdruck für die Leugnung der Religion." Ähnlich ein anderer Engländer James, der die Fragestellung für absurd erklärt.

Solche Gegensätze beirren nun die Leitung der „Revue" wenig. Mit echt französischer Liebenswürdigkeit werden alle Antworten entgegengenommen und ihre wesentliche Übereinstimmung festgestellt. Eine solche Übereinstimmung besteht nun auch in der Tat. Nämlich darin, daß kaum eine Stimme von irgend einer in absehbarer Zeit zu erwartenden rechtlichen, organisatorischen Vereinigung redet, daß alle nur einer Annäherung im Sinne des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter oder der Lessingschen Parabel von den drei Ringen das Wort reden. In diesem Sinne äußert sich natürlich auch Harnack, der in hocheleganter Wendung ein kurzes Gleichnis von einer massiven Felsenburg und wohnlichen Baracken erzählt, deren beiderseitige Bewohner sich immer besser vertragen würden. Doch, ein Protestant, Professor der Kirchengeschichte in Paris, Bonet-Maury, meint, es müsse schon jetzt eine Verständigung sich ermöglichen lassen auf dem Gebiete der innern und äußern Mission sowie der Bibelverbreitung. Er sieht schon jetzt Laien und Geistliche beider Bekenntnisse in Wohlfahrtsausschüssen der verschiedensten Art vereinigt. „Warum könnte sich nicht die Propaganda in Rom mit den Leitungen der großen evangelischen Missionsanstalten verständigen, um die Missionsgebiete abzugrenzen?" Raum für alle habe die Erde! Und ebenso könnten katholische und protestantische Bibelgesellschaften sich wechselseitig in der Verbreitung der heiligen Schrift unterstützen, wobei der Schreiber auf die von Leo XIII. gegründete Kommission der biblischen Studien und die von ihm begünstigte „Italienische Gesellschaft des Heiligen Hieronymus für Verbreitung der heiligen Evangelien" seine Hoffnung setzt. Wahrhaftig, es gibt in dieser bösen Welt noch immer Kinder!

Weniger hoffnungsvoll als dieser Kirchenhistoriker sind zwei Kardinäle, an welche sich die „Revue" gewandt hat. Lecot, Erzbischof von Bordeaux, schreibt trocken genug: „Ihr Weg ist nicht der richtige. Wenden Sie sich an Seine Eminenz den Kardinal von Paris, der wird Ihnen besser als ich sagen können, was zu tun ist, um in nützlicher Weise das Werk, dem Sie dienen wollen, zu fördern." Die Schriftleitung schreibt dazu: „Sein Rat ist der eines Weisen." Kardinal Perraud, Bischof von Autun, schreibt, er habe keine Zeit zu antworten. „Es scheint mir übrigens, daß diese Frage mit souveräner Autorität in verschiedenen Enzykliken Leo XIII. behandelt ist." Ein anderer katholischer Würdenträger, Pechenard, Generalvikar des Erzbistums Paris und Direktor des katholischen Instituts, gibt ein Gutachten von sechs enggedruckten Seiten. Im wesentlichen kommt es auf die alte Weisheit de Maistres hinaus: „Qui dit autorité, dit pape." Sein Vereinigungsplan ist im übrigen sehr einfach: Die Protestanten sollen katholisch werden, nicht massenhaft, das wäre „nichts Festes noch Dauerhaftes" (wohl auch nichts gerade sehr Wahrscheinliches), aber „einzeln, familienweise, kleine Gruppen" sollen sie kommen; „der Gehorsam wird ihnen eine andere Form des Verdienstes anweisen, denn der Glaube behält immer noch so viel Dunkelheiten, daß die Unterwerfung des Geistes und des Willens verdienstlich bleibt."

Diese „Vereinigung" ist die des Wolfs, der sich mit dem Schaf vereinigt, indem er es auffrißt. Etwas wohlwollender urteilt da doch Erzbischof Mignot von Albi, „einer von denen, die in Rom die Sache des Abbés Loisy befürwortet haben", der freisinnigste aller französischen Bischöfe. Dieser redet durch den Mund eines Generalvikars Birot von „einer tiefen Erneuerung, die sich im Schoß des Katholizismus gegenwärtig vollzieht, manchmal auf die Spitze getrieben, welche die unaufhörliche Lebenskraft in ihm erkennen läßt und mehr wie alles andere den wertvollen Schutz der Autorität schätzen lehren wird". Alles, alles bieten diese freisinnigen Katholiken, Freiheit, so viel man will, Liebe und Duldung nach Wunsch, wenn man nur die eine einzige Bedingung ihnen erfüllt: sich mit Haut und Haar ihrer kirchlichen Autorität zu verschreiben. Fonsegrive, dem, nach seiner Verdammung durch den Erzbischof von Nancy, Mignot seine Anerkennung ausgesprochen hat, einer der meistgenannten Vertreter dieses „liberalen" Katholizismus, kann vom Boden dieser „Freiheit" aus die schönen Sätze schreiben: „Die Katholiken würden mit steigender Klarheit ihre feste Überzeugung bekennen, daß das religiöse Gewissen individuell ist, eng verknüpft mit dem moralischen Gewissen und daß letzteres nur verstanden werden kann, wenn es autonom ist." All diese schönen Erkenntnisse auf Grund „der Annahme der dogmatischen Feststellungen und der notwendigen Disziplin", der die Protestanten sich natürlich beugen müssen und wie Fonsegrive meint, auch ganz von selbst beugen werden!!

Abbé Bricout, Herausgeber der „Revue du clergé français" gibt diesen Salbadereien gegenüber den klaren Tatbestand: „Der Katholizismus ist und muß bleiben eine Autoritätsreligion, der Protestantismus wird mehr und mehr eine Religion der freien Überzeugung werden. Darum ist eine Vereinigung unmöglich. Um sie, im wirklichen Wortsinn zu einigen, müßte die eine oder andere Religion ihr Grundprinzip zu opfern bereit sein, das heißt in Wirklichkeit sich selbst umbringen. Mit diesen lapidaren Sätzen, die den Kern der Sache erfassen, wollen wir die Besprechung der Enquête, die jedenfalls eine im Katholizismus Frankreichs gegenwärtig vorhandene Unruhe auch ihrerseits beleuchtet, schließen. Da dieselbe noch fortgesetzt wird, bietet sich vielleicht noch Gelegenheit zu einer weiteren Auseinandersetzung.

Dr. Hegemann.

Die Christlichkeit der Nottaufen?

In der Abendnummer vom 20. September registriert die „Berliner Zeitung" „ohne Kommentar" die Geschichte einer verweigerten, resp. durch Schuld eines Geistlichen versäumten Nottaufe. Über das wirkliche oder vermeintliche Maß von Verschuldung des betreffenden Geistlichen wollen wir hier nicht urteilen. Es wird seine Sache sein, sich reinzuwaschen, soweit er es kann. Erwähnen wollen wir nur, daß in einer größeren Stadtgemeinde Schlesiens es bereits zu dem Beschluß gekommen ist, gewisse Nottaufen mit einer Gebühr zu belegen, weil es Sitte zu werden drohte, daß man, um sich die Umständlichkeiten, resp. die Ausgaben einer kirchlichen Taufeier*) zu ersparen, den Geistlichen bei irgendwie gelegenem Anlaß ins Haus holen ließ. Die Geistlichen beklagten sich über die zunehmende Zersplitterung ihrer Zeit und es wurde beschlossen, bei Kindern im Alter von über acht Wochen die Nottaufe mit einer Gebühr zu belegen. —

Aus dem vorliegenden Anlaß sei aber vor allem einmal die Frage aufgeworfen: darf man denn vom protestantischen Standpunkt aus die Erhaltung der Nottaufe als kirchlicher Sitte überhaupt wünschen? Weshalb werden denn Nottaufen begehrt? — In 99 von 100 Fällen aus der Anschauung heraus, daß die Seele des ungetauft verstorbenen Kindes unselig werden oder doch mindestens irgend eines in der Taufe beschlossenen Segens verlustig gehen könnte! Ist diese Anschauung aber evangelisch?? — Sie mag vielleicht „lutherisch" sein; aber deswegen ist sie doch im letzten Grunde stockkatholisch, so stockkatholisch, wie einzelne Irrtümer Luthers

*) Ausdrücklich sei bemerkt, daß solche Ausgaben nicht etwa durch kirchliche Forderungen entstehen (denn der Normalakt der kirchlichen Taufeier ist natürlich vollkommen gebührenfrei!), sondern durch Forderungen der lieben Eitelkeit, die ohne Kutschfuhre und Sonntagsstaat eine Taufeier nicht für voll ansieht.

zu unserm und zu seinem Leidwesen unter der Übermacht einer schier erdrückenden Tradition werden und bleiben mußten. Im Namen des wahrhaftigen Luther, d. h. des über sich selbst hinausweisenden Reformators, müssen wir protestieren gegen die Lieblosigkeit jener Auffassung, die es dem lieben Gott zutraut, daß er's im Schlummer der Bewußtlosigkeit ruhende Kinderseelen entgelten lassen könnte, ob an ihnen ein opus operatum vollzogen worden ist oder nicht. Das Evangelium weiß von solchem halb-heidnischen Furchtglauben nichts. — Wenn die Kindertaufe überhaupt einen biblisch zu rechtfertigenden Sinn hat, so kann es nur der sein, daß in ihr die Eltern eine öffentliche Bekundung vor der Gemeinde abgeben, sie wünschen ihr Kind von Anfang an unter die Segenseinflüsse einer christlichen Erziehung gestellt zu sehen. Was hat das aber bei einem sterbenden Kind für einen Sinn? — Gar keinen! Hier käme wirklich erst Zweckmäßigkeit in die „heilige Handlung", wenn wir an ihren magisch wirksamen „sakramentalen" Charakter glauben könnten. Und das wäre, wie gesagt, unevangelisch! Ich kann mir für einen evangelischen Geistlichen darum keinen schärferen Gewissenskonflikt denken, als die Verpflichtung, dem Ansuchen irrender, geängsteter armer Elternherzen um eine Nottaufe nachkommen zu sollen, wo er sie doch über das Unheilige und Unchristliche ihrer Anschauung aufklären müßte. Nicht aus Bequemlichkeit, wohl aber aus Prinzip müßte jeder protestantische Pfarrer sich solchem Ansuchen versagen und die darauf Beharrenden freundlich, doch konsequent an den nächsten katholischen Amtsbruder verweisen. — Etwas anderes ist es natürlich, wenn Eltern in ihrer Angst angesichts eines gefährdeten Kindeslebens zum Geistlichen schicken, um für sich Trost und Beistand zu begehren.

Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte.

Zur Einweihung der Protestationskirche am 31. August.

7.

Natürlich wurde man am Hofe des Kaisers aufs höchste erbittert, als man allmählich das Ränkespiel des Papstes durchschaute. Der sonst so bedächtige Karl machte seinem Groll in harten Worten Luft, wenn er an die Treulosigkeit Sr. Heiligkeit dachte. Schon früher im Jahre 1524 hatte er voll Ingrimm im Kreise seines Gefolges erklärt, er wolle nach Italien ziehen und sich an allen rächen, die ihn gekränkt hätten, „besonders an dieser Memme, dem Papst, heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein". Und in ähnlich erbitterter Weise äußerte er sich jetzt im Jahre 1526. Er hatte kühne Pläne und wollte die Blöße, die der Papst sich durch seine Treulosigkeit gegeben, dazu benutzen, sie auszuführen. Jene Gedanken der katholischen Kirchenreformation, denen wir schon früher bei ihm als Äußerungen spanisch-kirchlichen Sinnes begegneten, tauchen wieder auf und nehmen festere Gestalt an. Wieder verlangt der Kaiser von dem Papst ein Konzil. Ja, er erhebt dieselbe Forderung bei dem Kollegium der Kardinäle, ein Beweis, daß die Konzilsidee des 15. Jahrhunderts, welche Kirchenversammlungen im Gegensatz zum Papst für berechtigt hielt, nun bei ihm Einfluß gewonnen hatte. Alle die Klagen der Deutschen gegen das Papsttum, die „gravamina teutscher Nation wider den päpstlichen Stuhl", wie sie seit langem lebendig waren, aber von Karl geflissentlich ignoriert wurden, machte er sich nun zu eigen und legte sie dem Papste vor. Das war eine bedeutsame Schwenkung in der Politik des Kaisers nach der religiös-reformatorischen Seite hin.

Karl wollte aber nicht nur die Sprache der Diplomatie mit dem heiligen Stuhl reden, sondern auch die der Waffen. Schon im Herbst 1526 hatten die italienischen Freunde des Kaisers, besonders die Colonnas, die Feindseligkeiten mit seinen Gegnern begonnen. Ein Heer derselben brandschatzte im Jahre 1526 die heilige Stadt und erleichterte sie um 300 000 Dukaten. Der Papst war Feuer und Flamme, in fieberhaftem Eifer rüstete er mit Hülfe der Franzosen und Engländer, um sich gegen Karls Unternehmungen zu schützen. Aber schon waren die Scharen auf den Beinen, die dem Papsttum einen der empfindlichsten Schläge versetzen sollten, die es je empfangen hat. Am 27. Juli 1526 hatte Karl seinen Bruder Ferdinand aufgefordert, entweder selbst nach Italien zu ziehen, oder ein starkes Heer auszurüsten, um den Papst zu strafen. Da Ferdinand mit den Angelegenheiten Ungarns beschäftigt war, wandte er sich an den altbewährten Landsknechtführer Georg von Frundsberg, der schon immer in Italien für seinen kaiserlichen Herrn gefochten hatte.

Der Alte war bereit das Kommando über das anzuwerbende Heer zu übernehmen. Mit großer Mühe brachte man das nötigste Geld zusammen. Ferdinand verpfändete seine Städte und Schlösser, und Frundsberg versetzte den Schmuck seiner Frau. Der Kaiser unterstützte die Rüstungen durch drohende Manifeste. Ferdinand solle nur sagen, es gehe gegen die Türken, jedermann werde wissen, welche Türken gemeint seien. Dem Papst hielt er vor, es sei gegen die Lehre des Evangeliums, wenn der Papst um irdischen Besitzes willen Blut vergießen wolle. Frundsberg selbst ging in seinen Gesinnungen noch weiter: Der Groll des Deutschen über die Treulosigkeit des Papstes mischt sich mit Anschauungen, denen man die Beeinflussung durch Luthers Lehre deutlich anmerkt. Er war entschlossen jenem dem Deutschtum und Christentum feindlichen Wesen in der ewigen Stadt ein radikales Ende zu bereiten. „Komme ich nach Rom, so will ich den Papst henken" soll er gesagt haben.

Ähnliche Gesinnung beseelte die Mannen, die sich um die Fahnen des altbewährten Führers scharten. Der furor Teutonicus über die welsche Treulosigkeit einte sich mit dem Grimm über den Antichrist in Rom, über den Luther so oft und so beredt geschrieben hatte. Ein wohlgerüstetes Herr von 15 000 Mann fand sich im November 1526 auf den Werbeplätzen in Meran und Bozen zusammen. Auf schwierigen Gebirgspfaden gelangte Frundsberg in die oberitalische Ebene und wußte sich dort mit großer Geschicklichkeit der stärkeren Heere des Gegners zu erwehren.

Tragisch war es für diesen alten Helden, daß er sein Heer nicht zum Siege führen konnte. Ein Schlaganfall, der ihn infolge einer Revolte seiner Leute traf, zwang ihn, das Kommando an den Connetable von Bourbon abzugeben, der sich im Februar 1527 mit ihm vereinigt hatte. Nun wälzt sich das Landsknechtsheer unaufhaltsam gegen Rom. Von dem Solde, den die Krieger in jener Revolte von ihrem Führer gefordert hatten, war nicht mehr die Rede. Sie wollten nur weiter, immer weiter! Ohne nennenswerten Widerstand zu treffen, kam das Heer im Mai vor Rom an. In der Frühe des 6. schritt man zum Sturm, und das Unglaubliche gelang. Das Heer, zum Sturm so gut wie gar nicht vorbereitet, erstieg die Mauern und nahm die Stadt. Freilich fiel Bourbon, eben als er an einer Leiter emporklomm; aber das konnte den Sieg nicht mehr aufhalten. Mit knapper Not konnte sich der Papst noch in die Engelsburg flüchten. Noch einmal verhandelte man mit ihm. Aber als er auch jetzt noch die Forderungen der feindlichen Hauptleute zurückwies, da setzte sich das Heer von neuem in Bewegung und nahm die innere Stadt ein. Dann stürzten die Soldaten zur Plünderung. Und nun begann ein Treiben, wie es Rom seit der Plünderung durch die Vandalen 455 nicht mehr erlebt hatte. Kein Gebäude, ob Kirche oder Privathaus, keine Partei, ob Guelfe oder Ghibelline, wurde geschont. In der vatikanischen Bibliothek rissen die Soldaten die kostbaren Bücher auseinander und benutzten das Papier als Pferdestreu. Das Grab des Petrus wurde durchwühlt und der Leiche Julius II. der goldene Ring vom Finger gezogen Gegen 10 Millionen Gulden an Geld und Gut ist ihnen in die Hände gefallen.

Als sich die Soldaten an der Plünderung genug gütlich getan, verfielen sie auf allerhand Scherze und Kurzweil.

Man war über die Gewandkammer des Papstes und der Kardinäle geraten und hatte sich mit den Priesterkleidern geschmückt. Ein wunderlicher Zug bewegte sich zu Roß durch die Stadt: Krieger in Kardinalsgewändern, in der Mitte ein ergrauter Söldner im Prachtgewand des Papstes, geschmückt mit der dreifachen Krone. Er schwang ein mächtiges Trinkglas in der Hand und gab seinen Kardinälen damit den Segen. Vor der Engelsburg machte der Zug Halt und hielt dort ein feierliches Konsistorium. Da gelobte man, in Zukunft wolle man treuer zu Kaiser und Reich halten, das Papsttum aber dem Luther schenken. Clemens VII. und seine Kardinäle hatten Muße, von der Engelsburg aus dem Mummenschanz zuzusehen. Welche Gedanken mögen da durch ihre Seele gegangen sein! Als die Nachricht von dem Sacco di Roma nach Deutschland kam, herrschte allgemeiner Jubel. Katholiken wie Protestanten waren sich einig in der Überzeugung: hier hat Gott über den Papst gerichtet! Lic. Dr. Becker.

Nozomi no hoshi.

Sterne der Hoffnung!

I.

Unter diesem Titel erscheint soeben die Übersetzung einer japanischen Novelle*), an der wir aus verschiedenen Gründen nicht vorüber können. Der erste der Gründe ist gewiß ein äußerer: das Interesse für Japan ist nun einmal da, da ist alles Japanische plötzlich interessant. Man liest mit Begeisterung wahre und erlogene Nachrichten von dort, man schaut und bestaunt von „Woche" zu „Woche" die „reizenden Kriegsbilder". Mit diesem Sensationsinteresse hat freilich unser Werkchen nichts zu tun, für den tiefer Empfindenden und Denkenden aber schließt sich freilich der Krieg mit seinen harten Tatsachen mit dem Werke des Dichters zu einer Gedankenkette zusammen. Der Übersetzer des Werkes, Pfarrer Wendt, Frankfurt a. O., der früher in Japan als Missionar im Dienste des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins tätig war, führt das in seiner Vorrede aus: „Es geht nach den diesjährigen militärischen Erfolgen, welche die Japaner in Ostasien zur staunenden Bewunderung der ganzen Welt errungen haben, nicht mehr an, von den Bewohnern des Landes der aufgehenden Sonne geringschätzig zu denken und zu reden als von Halbwilden, die nicht fähig wären, sich auf eine annähernd so hohe Kulturstufe zu erheben, wie wir Europäer sie einnehmen. Was der Verlauf des Krieges zwischen Japan und Rußland jetzt jedem, der die Ereignisse mit Aufmerksamkeit verfolgt, deutlich zum Bewußtsein gebracht hat, das mußte einem Kenner japanischer und russischer Verhältnisse schon längst unzweifelhaft sein: Auf Seiten Japans finden wir die höhere Intelligenz und fortschrittlichen Sinn. Japan ist ein durchaus moderner Staat, soweit das überhaupt möglich sein kann angesichts der Tatsache, daß es noch vor 50 Jahren kulturell und politisch etwa den gleichen Standpunkt einnahm, wie wir vor 400 Jahren. Rußland dagegen kann in keiner Weise als Vertreter moderner europäischer Kultur angesehen werden."

Soweit das allgemein kulturelle Interesse, das sich für uns Deutsche aber ganz besonders zuspitzt, wenn wir uns einige Tatsachen vergegenwärtigen: Eben berichtet eine Zeitungsnotiz, daß die Vereinsschule für deutsche Wissenschaften zu Tokio z. Z. mehr als 1000 japanische Schüler habe, daß in diesem Jahr 125 Schüler die Abgangsprüfung bestanden. — Vor wenigen Tagen fand in Basel der „Internationale Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte" statt. Dort hielt der Vertreter Japans, ein Lehrer an der buddhistischen Hochschule Jodo-tin in Tokio, einen Vortrag in deutscher Sprache. — Werke wie Harnacks „Wesen des Christentums" und Bousssets „Wesen der Religion" sind bereits ins Japanische übersetzt und finden dort viele und eifrige Leser. Eben denselben Werken verwehrt die russische Zensur den Eintritt ins Land. So stehen sich diese beiden Mächte gegenüber und das ist für uns das Bedeutsame. Wendt sagt in seiner Einleitung: „Trotz des Anspruches, den Rußland erhebt, die rechtgläubige christliche Kirche zu repräsentieren, wird man sagen können, daß in dem noch überwiegend heidnischen Japan schon viel mehr echt christlicher Geist lebt, als in der russischen Kirche, deren niedere Priester, was Unwissenheit und Aberglauben betrifft, wohl kaum hinter den unwissendsten japanischen Buddhapriestern zurückbleiben. Es steckt schon in der bloß äußeren modernen Kultur des Westens, wie Japan sie sich zu eigen gemacht hat, viel unbewußter Protestantismus, der erfüllt ist vom Drang nach Wahrheitserkenntnis und der keine Autorität außer der des eigenen Gewissens und der eigenen Vernunft gelten läßt. Darum ist vollkommenste Religionsfreiheit in Japan durch die Verfassung gewährleistet, und jede Verbindung des Staates mit irgend einer Religionsgemeinschaft aufgehoben. Die Schulen als staatliche Anstalten dürfen keinen Religionsunterricht erteilen, nur einen religionslosen Moralunterricht. Daß die Arbeit christlicher Missionare bei einem so selbstständig denkenden und kritisch veranlagten Volke auf große Schwierigkeiten stoßen muß, bedarf keiner weiteren Ausführung."

Und nun haben wir den Standpunkt, von dem aus wir an Nakamuras „Sterne der Hoffnung" herantreten: „Mir scheint die Bedeutung der Novelle vor allem darin zu liegen, sagt Wendt, daß sie uns ein Stimmungsbild bietet aus der geistigen Gährung eines hochbegabten Volkes, welches zur Zeit eine ganz einzigartige Entwicklung durchmacht. Japan ist Missionsgebiet nicht nur für Christen aller möglichen Kirchen und Denominationen, sondern gleichzeitig auch für Materialisten und Agnostizisten jeder Nüance. Der dort sich abspielende geistige Kampf, bei dem die Staatsgewalt vollste Unparteilichkeit zu wahren bemüht ist, muß das Interesse jedes Gebildeten erwecken, gleichviel welchen religiösen Standpunkt er einnimmt. Dieser Kampf befindet sich aber auch noch im Anfangsstadium. Unser Verfasser Nakamura hat ihn an der eigenen Seele erfahren, als er die Novelle schrieb. Er war in jugendlicher Begeisterung Christ geworden und wurde, wie unzählige, nach einiger Zeit von intellektuellen Zweifeln gepackt. Der geistige Zustand des Helden der Geschichte war der des Verfassers. Wir können nicht sagen, daß das religiöse Problem, das hier aufgerollt wird, eine Lösung findet. Das wäre auch von einem theologisch nicht durchgebildeten Schriftsteller Jung-Japans zuviel verlangt. Sympathisch muß uns aber auf jeden Fall die sittliche Kraft berühren, mit der der Held der Erzählung die Konsequenzen seiner Überzeugung zieht, so ungeklärt diese auch noch ist. Der Umstand, daß ein japanischer Schriftsteller das Ringen nach Wahrheitserkenntnis und vor allem die Tugend der subjektiven Wahrhaftigkeit in religiösen Dingen als treibendes Motiv in seinem Helden zum Ausgangspunkt einer Erzählung nimmt, verdient in nicht geringerem Maße unsere Beachtung."

Der Vorgang ist schnell erzählt: Kotaro Shido, der Held, lebt im Hause des Pastors Torikai. Er soll nach einem Jahre die theologische Schule absolvieren, um dann den Pastor in seiner „Bekehrungsarbeit" zu unterstützen. Der Ungestüm und die äußere Art dieser Mission, in der der Pastor völlig aufgeht, führt den jungen Theologen in mühseligem Emporstreben an den Abgrund der Zweifel. Seine Braut, die Tochter des Pastors, kann den völligen Bruch und die gewaltsame Trennung nicht aufhalten. Der Vater will ihr statt des Abtrünnigen, des vom Teufel Besessenen, einen „wahrhaft Bekehrten" zum Manne geben. Sie widersetzt sich. Während des hat sich Kotaro Shido befreundeten

*) Shun u Nakamura, Nozomi no hoshi, Sterne der Hoffnung (Novelle). Autorisierte Übersetzung aus dem Japanischen von Ad. Wendt. 14 Bg., 8°, Gebauer-Schwetschke, Halle a. S., 2 M.

Studenten angeschlossen, einer jener Gruppe, die in elenden Kammern haust, nachts Kärrnerdienste leistet, um tags den Studien obliegen zu können. Der junge Mann wird von übermäßiger körperlicher Anstrengung und geistiger Abspannung auf das Krankenlager geworfen, er kampiert in der elenden Höhle, die von Schmutz starrt. Da tritt die Braut ein, die sich vom Vater losgesagt hat, und nicht ruhte, bis sie ihn fand. Sie schafft mit tätiger und liebender Hand in der ganzen Behausung Wandel. Sein Zustand bessert sich von Tag zu Tag. Dann hat auch der alte Pastor die Abtrünnigen aufgefunden. Er zerreißt auch die Bande, die ihn an die geliebte Tochter knüpften, er muß sie verstoßen, da sie sich Gottes Willen nicht fügen will. Es ist ihm wie ein großes, heiliges Opfer, das er bringt.

„Vater!" schluchzte Chie, am ganzen Körper bebend, und blickte vorwurfsvoll zu dem Pastor auf.

„Du hast ein Recht, uns zu zürnen", wandte Kotaro mitleidsvoll ein und schien den Alten begütigen zu wollen. „Aber so unerbittlich darfst du nicht sein. Chie hat nirgends mehr einen Zufluchtsort. Du darfst so nicht das Band zwischen euch zerschneiden. Du darfst nicht so reden."

„Ich könnte es vor Gott nicht verantworten", antwortete Pastor Torikai mit zitternder Stimme und drückte eine Faust auf sein Auge. Dann wiederholte er, mühsam schluckend, als ob ihm etwas die Brust beengte: „Ich könnte es vor Gott nicht verantworten . . . Ich zerschneide das Band. Was mit euch . . . was mit dir auch immer werden mag — wir haben keine Beziehung mehr zueinander." Seine Stimme klang im höchsten Grade erregt. Er atmete hörbar durch die Nase, richtete sich auf die Knie auf, und seine Fingerspitzen zitterten.

„Vater, das ist zuviel! Das ist zuviel!" schluchzte die Tochter.

„Trag mir's nicht nach! Ob dein Vater grausam ist, ob du schlecht bist — darüber denke nach! Frei und nach Belieben! Wir haben keine Beziehung mehr zueinander. Das Band zwischen Vater und Kind . . . ich bin dein Vater nicht mehr!" rief der Pastor. Dann hob er beide Hände empor und blickte zum Himmel auf: „Herrgott, ich bitte dich, vergib!" sprach er und verharrte eine kurze Weile in schweigendem Gebet. Dann erhob er sich plötzlich, als ob er nicht mehr im stande wäre, da zu sitzen, warf einen kurzen Blick auf das weinende Mädchen und ging ziemlich eilig hinaus. Die Stiefel zog er nur halb an, den Hut konnte er auch in der Eile nicht aufsetzen. So ging er davon, als ob er entflöhe. Von hinten gesehen, machte er den Eindruck, als ob er in letzter Zeit an Körperfülle verloren hätte. —

Kotaro öffnete nach einer Weile endlich seine Augen, die sich auch mit Tränen gefüllt hatten, und berührte Chie, die, das Angesicht nach unten, auf den Matten hingestreckt lag, leicht an der Schulter und sagte: „Chie San, das war gütig von deinem Vater! Das war gütig von deinem Vater!"

„Wie meinst du?" rief sie und wischte ihre geröteten Wangen. Er blickte ihr ins Antlitz, während sie sich aufrichtete, und sprach flüsternd: „Chie San, der Vater hat seine Einwilligung gegeben. Du und ich, wir sind jetzt vor aller Welt ein Paar!" Und er legte ihre Hand in seine, und sein junges Blut wallte heiß in ihm auf. Ihm war es, als ob sein ganzer Leib in Flammen stände. Durch beider Herzen wehte es wie ein Frühlingswind, und während beide von neuem Tränen vergossen, brach die Dämmerung herein.

Auf der Wasserleitungsröhre an der Vorderseite des Hauses ließ ein Laubfrosch seine Stimme ertönen, als ob er seinen Segen zu ihrer Liebe geben wollte. Langsam ward es Abend. Auf der Erde lag Friede. Hoch am Himmel über dem Dachfirst begannen die Sterne der Hoffnung zu leuchten."

Schon diese Zeilen, mit denen die Erzählung schließt, geben einen Eindruck des eigenartigen Geistes, der das Ganze durchzieht, und der eigenartigen Form. Es sei gestattet, zur Einführung des Werkchens nun den Dichter noch etwas ausführlicher zu Wort kommen zu lassen. Wir wählen Stücke aus den Kapiteln, die die Nachtarbeit des Studenten schildern, und uns damit einen tiefen Blick in das japanische Geistesleben tun lassen, mit seinen erhebenden und abschreckenden Seiten, die uns vor allem die Riesenzähigkeit und Energie erkennen lehren, mit der auch der geistige Arbeiter sich emporringt. Die . . . . . geben an, wo Partien weggelassen sind.

Der Regen goß in Strömen. In der Kagurazaka-Straße, deren Grund einem durch und durch gekneteten morastartigen Reisfelde glich, finden wir Kotaro Shido wieder, wie er eines Abends, zum erstenmal die Wagengabel krampfhaft haltend, unsicher einherschritt. Der Wagen schwankte ratternd nach rechts und links und ließ den Ziehenden ebenfalls in eine schwankende Bewegung geraten. Dieser trug einen mit weißem Kattun überzogenen manjuförmigen *) Wagenzieherhut, einen Regenmantel, dessen Risse mit einigen Fäden notdürftig ausgebessert waren, und von dessen durchnäßtem Kragen die Tropfen nur so hinunterrannen. Bis über die entblößten Knie war er mit Schmutz über und über bespritzt. Das Licht in seiner Laterne schien dem Erlöschen nahe. Er selbst war äußerst bedrückt und in unsagbarer schlechter Stimmung. Als Neuling trat er heut abend auf den Kampfplatz dieser elenden Welt. Ob er in all den Beschwerden und Leiden unterliegen würde? Ob er, mit festem Mut den einen nach oben führenden Weg ins Auge fassend, um das wahre Wesen der Welt zu erforschen, den Schlüssel zum Geheimnis des Menschenlebens zu finden, ohne einen Laut der Schwäche von sich zu geben, sein Fleisch plagen, seine Muskeln und Knochen würde arbeiten lassen können? „Ich Tor! Es wäre doch der Gipfel der Narrheit, wenn ich die Beschwerden für Leiden ansehen wollte!" So spottete er seiner selbst, um sich Mut zu machen. Er fuhr langsam hinter Osako her, der ein Lied gleichmütig vor sich hinsummte, dann wieder stehen blieb und den nach seiner Herren Art mit einem Regenmantel bekleideten vorübergehenden Männern zurief: „Herr, wie ist's? Ich fahre billig." . . . . .

Sie fuhren an dem halbdunklen Flußufer, dessen Weg in seiner ganzen Breite mit grobem Kies bestreut war, entlang, und als sie zum Platz an der Koishikawa-Brücke kamen, redete Osako wieder jemanden an: „Herr, wie ist's?" sobald er nur seiner ansichtig geworden war. Es war anscheinend ein Handwerker. Er antwortete: „Nach Shinjuku **).

„Weil's regnet, wenden Sie doch wohl dreißig Sen daran?" „Fahre für zwanzig Sen", war die Antwort, deren Ton etwas Bezechtheit verriet. „Legen Sie fünf Sen dazu! Nicht wahr, noch fünf Sen! Haben Sie die Güte!" „Zwei Kwan***) geb ich, zwei Kwan." „Seien Sie doch nicht so grausam! Noch fünf Sen! Sagen Sie ja!" „Zwei Kwan . . . fahr für zwei Kwan. Wenn du nicht willst, so laß es bleiben." „Herr, sagen Sie das nicht! Geben Sie doch gütigst drei Kwan!"

„Hm", nickte der Fahrgast, der offenbar zu betrunken war, um die Rechnung zu kontrollieren. Osako ließ die Wagengabel herunter und band das Regenschutzdach fest, nachdem der Handwerker eingestiegen war. „Mit Verlaub!" rief er Kotaro zu und trabte eiligst in die Finsternis davon. Eine Weile noch sah man das Leuchten seiner Laterne bald sichtbar werden, bald verschwinden, während es zugleich mit dem Geräusch der Räder immer ferner wurde.

In Shido, der die immer gleiche Verhandlung mit den Fahrgästen wahrgenommen hatte, stieg allmählig ein Gefühl des Widerwillens auf, so stark, als ob es ihm das Herz zermalmen wollte, und er murmelte: „Ach, mir ist es zuwider, mir ist es zuwider!"

Wie? Als Mann sollte er unterwürfig den Kopf hängen

*) Manju = ein japanischer runder Kuchen.
**) Verrufener Stadtteil Tokios.
***) 1 Kwan = Silbermünze im Wert von 10 Sen, etwa 20 Pfg

lassen und mit Handwerkern um einen oder zwei Sen Bezahlung sich herumstreiten? Und machte er sich nicht auch zum Genossen der Bordellwirte und all des Auswurfs der Menschheit, die solche Orte, wie jener Handwerker, besuchen, um ihre tierischen Gelüste zu befriedigen? Tagsüber führte er als hoffnungsvoller Jüngling große Reden über Rechte und Pflichten, über Staat und Gesellschaft, aber wie stellte er sich praktisch zu solchen Fragen? Steht es so mit dem „Elends-Studium"? Im Schweiße seines Angesichts seinen Lebensunterhalt verdienen und dabei noch großartig studieren, — das hört sich äußerlich schön an und ist anscheinend eine eines Mannes würdige Aufgabe; aber wenn man es mit erlebt, so ist man in der Tat schnell fertig mit den großen und kleinen Idealen. Muß man nicht, wenn man solche Dinge tut, ein bis in den Grund verabscheuenswerter Charakter werden? „Ach, es ist grausam, es widert mich an," murmelte er, während der Regen herniederströmte. Er blieb, die naßkalte Wagengabel festhaltend, halb gebückt mitten auf der Straße stehen.

„Heda! Heda! Du darfst nicht so die Straße versperren!" rief ihn eine Stimme an. Da wurde Shido erst gewahr, daß er von einem Polizisten mit der Laterne beleuchtet wurde; er antwortete halb unbewußt „Jawohl", senkte den Kopf und fuhr ziellos dahin, an dem schwarzen Bretterzaun des Arsenals entlang. Seine Arme waren schon ermüdet, von den ungewohnten Strohsandalen waren ihm die Füße schon wund gescheuert; die Zehenspitzen schmerzten ihn so, daß er seine Füße nur noch nachschleifen mochte. So kam er endlich an die Suidobrücke und stellte dort seinen Wagen zum Warten an der Seite der Straße auf. Er selbst steckte den Kopf unter das Regendach, setzte sich auf den Fußboden des Wagens, und untätig versank er tief in Gedanken. —

Auf Fahrgäste wollte er eigentlich nicht mehr warten, und doch wartete er lange auf irgend etwas, er wußte selbst nicht was. Es hatte sich doch alles recht dumm angelassen! Er fühlte sich unerträglich bedrückt und hoffnungslos. Sein Mut von heut Abend, als er von Haus aufbrach, seine Entschlossenheit, die er tagsüber gezeigt, schienen wer weiß wohin verschwunden zu sein. Der eine aufwärts führende Weg, sein großes mutiges Herz, — wenn er danach suchte, schien es ihm, als ob er eine Wolke greifen und festhalten wollte. Zweifel an sich selbst stiegen in ihm auf. Für das Entleihen des Wagens hatte er acht Sen, für Kerzen zwei Sen, für Sandalen anderthalb Sen, im ganzen über zehn Sen als Anlagekapital verbraucht. Und dafür hatte er dieses Gefühl der Verzweiflung sich erkauft, und vielleicht würden die etwaigen Zinsen in ähnlichen Leiden bestehen.

„Das wahre Wesen der Welt . . . Platon, Aristoteles und die große Wolke der Genien späterer Zeit waren ins Dasein gekommen. Herrliche Menschen, hatten sie ihr ganzes Leben an die eine Aufgabe, an die mit so viel Qual und Enttäuschungen verbundene Aufgabe gesetzt, das Wesen der Welt zu erkennen. Aber das Gebäude ihrer Ideale, das sie mühselig aufgerichtet, stand keine dreißig, keine fünfzig Jahre, da begann es von Grund auf zu wanken und wurde bis ins kleinste zermalmt und vernichtet. Die Geschichte ist eine Chronik der Erfolglosigkeit. Ach wie dumm . . . mir wird wahrhaftig alles zum Ekel!"

Vom Büchertisch.

Die Religion unserer Klassiker — Lessing, Herder, Schiller, Goethe. Von Karl Sell, Professor der Theologie zu Bonn. Tübingen und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. *M.* 2.80, geb. *M.* 3.80.

Das Buch erscheint in der Reihe der von Heinrich Weinel unter dem Gesamttitel Lebensfragen herausgegebenen Schriften und Reden. Es ist aus einer populär gehaltenen akademischen Vorlesung entstanden. Man hat oft und oft in wunderlicher Weise um das Christentum unserer Klassiker gestritten, hat sie als Theologen oder wenigstens in ihrem Verhältnis zur Theologie und Kirche betrachtet, und sie haben dabei der Parteien Gunst und Mißgunst reichlich erfahren, ohne daß etwas recht befriedigendes dabei herausgekommen wäre. Ganz ein ander Ding und viel ersprießlicher war es, wenn in Geschichtswerken über Religionsphilosophie ihre Stellung zu der religiösen Frage und ihre Bedeutung in der Entwicklung dieser in Betracht kam, denn dabei mußte die Behandlung freier sich gestalten. Darum ist das vorliegende Buch dankbar zu begrüßen, das eben die Religion unserer Klassiker darstellt. „Wir fragen einfach", sagt der Verfasser in der Einleitung, „ob und wie sich in ihrem Auge göttliche Dinge abgespiegelt haben und welchen Ausdruck sie diesem Spiegelbild zu geben vermochten." Ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu können oder gar mit dem Verfasser über dies und jenes uns auseinandersetzen zu wollen, glauben wir die Schrift unseren Lesern aufrichtig empfehlen zu können. Denn der Nachweis, wie tief jene Heroen nicht nur in die religiöse Frage eingedrungen, sondern von der Religion von innen her bewegt worden sind, ist in eindringender Weise und klarer Darstellung geführt.

Dr. Otto Frommel, Hofdiakonus zu Karlsruhe: „Vom Reich der Kraft" (Moderne Predigt-Bibliothek, II. Serie, Heft 1). Verlag von Richard Wöpke in Leipzig 1903. 1,20 *M.*

Otto Frommel ist Dichter — wer es nicht weiß, dem sagen's diese fünf Predigten. Ob F. die Innerlichkeit unseres evangelischen Gottesglaubens als seine wahre Stärke preist und deshalb geistige, auf innerer Uebereinstimmung mit Gott beruhende Gotteskindschaft uns als heilige Pflicht hinstellt, ob er den Wert der Bibel für suchende Menschenherzen zeigt oder den Segen uns schildert, den Jesus in unser armes Erdenleben hineinträgt, oder endlich uns den Weg zu der „zukünftigen Stadt" unserer Christenhoffnung weist, — immer tut er es in warmen, packenden, begeisternden Worten, denen man es anmerkt, daß sie aus tief empfindender Dichterseele kommen, die ihren Gott besitzt und die Menschen mit Liebe umfaßt, ihre Bedenken und Bedürfnisse in unserer Zeit kennt und darum helfen möchte, ihnen unvergängliche Lebenskräfte einzupflanzen. Niemand wird diese Predigten lesen, ohne einen wahrhaften Genuß zu haben und sich durch sie bereichert zu fühlen. Hachmeister.

Es werde! Ein Bild der Schöpfung. Von Dr. phil. E. Dennert. Hamburg, Rauhes Haus. 1904.

Ich habe mich vergeblich bemüht, in dem Büchlein mit dem schönen Titel einen — ich will nicht sagen — schöpferischen, aber doch wenigstens originalen Gedanken zu entdecken. Statt dessen überall nur kleinliche Vergleichungen des großartigen Schöpfungsberichts Gen. 1 mit den Einzelheiten der Kant-Laplaceschen und der Darwinschen Hypothese, natürlich mit dem Resultat, daß ersterer mit den gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft ganz wohl zusammen stimme!

Dennert hat auf seine Art ganz Recht und behält Recht, so lange unsere Wissenschaft ebenso naiv kindlich mechanisch denkt wie unsere herkömmliche Gläubigkeit. Eine „Schöpfung" gibt es bei beiden Teilen nicht, vielmehr bloß ein mechanisches Gemächte. So lange die Wissenschaft sich nicht entschließt, der Weltentwicklung ein — ich will nicht geradezu sagen: biologisches (Lamprecht) aber doch organisches Grundgesetz zu geben, so lange hat kein Teil dem andern etwas vorzuwerfen. Mit dem Schöpfungsgedanken kommen wir so aber auch nicht weiter, als im Grunde Chemnitz und Zellaz waren, trotz aller modernen Naturwissenschaft. R. Pl.

Wahrheit in Liebe, Festpredigt und wissenschaftlicher Vortrag zum 50. Stiftungsfeste des Akademisch-Theologischen Vereins zu Berlin. — Berlin. 1904. Liebheit & Thiesen.

Der Akademisch-Theologische Verein zu Berlin hat im Dezember v. J. sein 50. Stiftungsfest gefeiert und die Festpredigt sowie den wi enschaftlichen Vortrag, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, im Druck erscheinen lassen. Die Festpredigt vom Predigerseminardirektor Müller in Soest über Eph. 4, 15 ruft in warmem, festlichem Tone zur „Wahrheit in Liebe" auf. In der Tat ein Theologengeschlecht, „das nichts weiß vom Banausentum des Brotstudiums", das vielmehr nur in die Schule der Wahrheit gehen will, ein Theologengeschlecht, das „weitherzig sich auch der gebrochenen Wahrheitsstrahlen freut" und von der Liebe nicht lassen kann und deshalb jederzeit und allen zu dienen gern bereit ist, — ein solches Theologengeschlecht tut uns bitter not. Dazu bedarf es aber einer gründlichen beruflichen Vorbildung, auf die Prof. Schmidt aus Halle a. d. S. in seinem sehr empfehlenswerten Vortrage mit aller Entschiedenheit dringt. Prof. Schmidt betont in erster Linie die Notwendigkeit einer gediegenen und vielseitigen wissenschaftlichen Bildung, ohne die der Theologe unserer Zeit kein tüchtiger Pastor wird, vergißt darüber freilich auch die Wichtigkeit einer richtig geleiteten Einführung ins praktische Leben des Pfarrers nicht. Es ist schade, daß die Schule des Lehrvikariats nicht immer die beste für den Kandidaten ist, weil er so häufig, ganz ungebührlich fast immer als Schreibhülfe benutzt wird, und weil die wissenschaftliche Befähigung des auszubildenden Geistlichen auch zuweilen zu wünschen übrig läßt. Wer freilich in diesem Punkte so glücklich war, wie der Referent, der spürt den Segen seines Vikariats auf Schritt und Tritt in seinem pfarramtlichen Beruf. Besonders erfreulich ist in Professor Schmidts Vortrag auch der ernste Hinweis auf Psychologie und Volkskunde, die meines Erachtens in ihrer Bedeutung für die Bildung der Theologen noch viel zu sehr unterschätzt werden. Überhaupt findet Schmidts Vortrag so mannigfache Anregung und so viel interessante Beobachtungen, daß wir die Festschrift des Akademisch-Theologischen Vereins mit Freuden begrüßen können. Hachmeister.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 42.

Bremen
Berlin.

15. Oktober 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Unitarismus in England. II. — Der Bremer Parteitag. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der Unitarismus in England.

Bei der Betrachtung der Geschichte der Unitarier in England fällt eine Tatsache sofort auf: In dem Essex Hall Year-Book, herausgegeben von der British and Foreign Unitarian Association, findet man (siehe letzten Jahrgang) eine Liste von 373 Kirchen; davon gehören 287 nach England, 33 nach Wales, 7 nach Schottland, 39 nach Irland. In diesem Artikel soll nur von den englischen Kirchen die Rede sein. Und von diesen 287 englischen Unitariergemeinden, die als solche anerkannt sind und zu dem Unitarian Body gehören, wurden weit mehr als die Hälfte, nämlich 154, vor dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts begründet, zur Zeit, wo die Leugnung der Trinitätslehre unter das Strafgesetz fiel. Von ihnen gehörten sogar 121 Gemeinden schon dem siebzehnten Jahrhundert an, bildeten damals aber einen Bestandteil der allgemeinen Gemeinschaft englischer Nonconformisten, waren streng orthodox und erregten mit ihrer Lehre keinen Verdacht auf unitarische Häresie.

Aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts kam eine allmähliche Veränderung in die Lehre vieler von diesen alten nonconformistischen Kirchen. Wie ihre Geistlichen entwickelten sie sich vielfach auf dem Wege vom strengen Kalvinismus zum Arminianismus und von hier zum Arianismus, bis zur humanitären Lehre des modernen Unitarismus. Einige von ihnen waren ursprünglich Independents gewesen, andere Presbyterianer. Aber durch die Toleranz-Akte von 1689 waren sie praktisch als protestantische Dissenter one people geworden, die protestantischen Dissenter. Als dann später während des 18. Jahrhunderts die Verschiedenheit der Lehrauffassung akut wurde, ging wieder eine Sonderung vor sich: die Orthodoxen nahmen die Bezeichnung der Independent Body an, die Heterodoxen nannten sich Presbyterianer, ohne daß sie eine Spur der alten presbyterianischen Kirchenregierung übernahmen. So bildeten gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die „englischen Presbyterianer" oder „Non-Subscribers", von denen manche Arianer, andere schon ausgesprochene Unitarier waren, den Hauptbestandteil dessen, was später die Unitarische Gemeinschaft wurde. Andere unserer Kirchen hatten baptistischen Ursprung. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts traten aus den methodistischen Kreisen Häretiker zu uns herüber. Als eigentliche unitarische Gemeinden wurden im achtzehnten Jahrhundert nur zwei begründet: Die Gemeinde der Mosley Street Chapel in Manchester (jetzt Upper Broote Street Free Church) und die Essex Street Chapel in London, die für den Prediger Theophilus Lindsey 1774 gebaut wurde, als dieser aus der Church of England ausschied, weil er nicht länger die Trinitätslehre vertreten konnte. Diese alte Kapelle ist dann verwandelt worden in die Essex Hall, das Hauptquartier der Unitarian Association; während eine neue Essex Church in Kensington gebaut wurde.

Man muß also wissen, daß die Kirchen, welche sich mit der Unitariergemeinschaft verbanden, sehr verschiedenen Ursprungs sind und manche von ihnen längst bestanden, bevor sie einen unitarischen Charakter annahmen. Und aus ihrer früheren Erfahrung hatten sie gelernt, daß das rechte Prinzip für eine Kirche in undogmatischer Freiheit besteht, keine Gebundenheit an irgend ein besonderes Glaubensbekenntnis, nur die Verehrung des lebendigen Gottes und die Pflege eines aufrichtigen religiösen Lebens. Nur so war es den älteren Kirchen der protestantischen Dissenter möglich, durch die verschiedenen Stadien des doktrinalen Glaubens zu gehen, ohne die Kontinuität ihres religiösen Lebens schwer zu schädigen. Mit dieser Kirche war keine Lehrverpflichtung verbunden. Und ob das einem weitblickenden Bedenken gegen das Prinzip der geistigen Freiheit entsprach oder nicht, es war jedenfalls ein sehr glücklicher Umstand und ließ den Weg offen für das Hereindringen neuen Lichtes sowie für die Entwicklung des Glaubens. Dies hat den Kirchen zu ihrer gegenwärtigen Stellung verholfen und erlaubt noch immer ein natürliches Wachstum durch neues und tieferes Ergreifen der Wahrheit.

Nicht ohne scharfe Konflikte konnten sie sich nach diesen Freiheitsprinzipien etablieren. Die orthodoxen Dissenter waren nicht einverstanden, daß ihre Brüder, welche Unitarier geworden waren, im Besitz ihrer alten Kapellen blieben, die einst von den orthodoxen Gläubigen gegründet worden waren. Sie führten an: Da bis 1813 die Unitarier nicht gesetzmäßig anerkannt waren, so hätten sie auch kein Recht auf das alte Eigentum. Dieser Gesichtspunkt wurde auch in zwei bekannten Fällen vom Gericht (Law Courts) innegehalten, so daß die Unitarier mit dem Verlust aller ihrer alten Kapellen bedroht wurden. Indeß die tatsächliche Ungerechtigkeit einer solchen Enteignung war so deutlich, daß mit der Zustimmung der beiderseitigen Führer des Parlaments und durch die aktive Unterstützung eines Brougham, Macaulay und Gladstone unter der Regierung von Robert Peel 1844 der Dissenters Chapels Act durchging. Danach genügte eine Nutznießung von 25 Jahren, um eine religiöse Gemeinschaft, die keine spezifische doktrinale Umgrenzung hat, als Besitzerin des betreffenden Grundstückes zu bestätigen, welches auch ihre Lehre sein mag. So wurden die unitarischen Nachkommen der älteren Nonconformisten ermächtigt, die ererbten Kapellen zu behalten. Die Weisheit des undogmatischen Prinzips in religiösen Gemeinschaften war gerechtfertigt.

II.

Im Anfang des Jahrhunderts betätigten sich die Unitarier in besonderer Weise durch Mission und Gründung neuer Kirchen. Dann wurde 1825 the British and Foreign Unitarian Association begründet zur Verbreitung der unitarischen Prinzipien in England und im Ausland, zur Pflege des Gottesdienstes, zur Verallgemeinerung biblischer, theologischer, und literarischer Kenntnisse, sowie zur Vertretung der zivilen Rechte und Interessen der Professoren. In dieser neuen Gesellschaft verschmolzen sich drei ältere Vereinigungen, in denen sich die Unitarier betätigt hatten. Dann gab das Gesetz von 1844 ihnen mehr Vertrauen zu ihrer Lage im Lande. Weitere Missionsunter-

nehmungen folgten. Und sind auch im Vergleich zu den großen religiösen Gemeinschaften und zu dem enormen Anwachsen der Bevölkerung unsere Zahlen sehr gering, so war doch mancher Fortschritt zu verzeichnen. Waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 200 Andachtstätten mit der Unitariergemeinschaft verbunden, so belief sich deren Zahl 50 Jahre später auf 220, jetzt auf 287 (siehe oben). Da nun viele Gemeinden, besonders an kleinen Orten auf dem Lande, durch den Wechsel der Bevölkerung und aus anderen Gründen aufhören mußten, zu existieren, so ist für die Gründung neuer Kirchen mehr getan worden, als die obigen Zahlen zunächst anzudeuten scheinen. Auch ist eine größere Einheit unter den einzelnen Kirchen der Gemeinschaft entstanden und der Wunsch nach geschlossener Zusammenarbeit zur Förderung des religiösen Lebens. Dies hat sich denn auch wirklich gekräftigt durch die 1882 erfolgte Begründung der „National Conference of Unitarian, Liberal Christian, Free Christian, Presbyterian and other Non-Subscribiny and Kindrev Congregations". Diese Konferenz tagt alle drei Jahre und soll deren Mitglieder zu gemeinsamer Beratung und Anregung unter einander annähern. Mag nun auch der Name der Konferenz lang und unbequem sein, so gibt er doch die Mannigfaltigkeit der Kirchen an, die sich so zusammentaten, ein Ideal zu verfolgen, möglichst einheitlich religiöses Leben und Brüderlichkeit zu pflegen.

Inzwischen ist die Missionstätigkeit der Unitarian Association im Inland und Ausland stetig gewachsen. Erst letztes Jahr hat ein ungenannter Freund uns eine jährliche Summe von 20000 Mark zugesichert für die Fonds der Assoziation, unter der Bedingung, daß andere Spender zusammen 40000 Mark aufbrächten. So hat die Assoziaton jetzt ein jährliches Mehreinkommen von 60000 Mark. Die Totalausgaben beliefen sich auf 6619 Lstrl. = 132380 Mk.

Wir hüten uns wohl, von unseren künftigen Erfolgen zu sprechen. Aber wir wissen zuversichtlich, daß unser Komitee mit der Ausdehnung des Arbeitsfeldes beschäftigt ist durch Veröffentlichung liberaler Literatur, durch Bemühungen, die bestehenden Kirchen zu kräftigen, durch weitere öffentliche Vorträge und religiöse Versammlungen und auch je nach Gelegenheit durch freundliche Handreichung an die Freunde im Ausland. Ein Teil dieses neuen Werkes besteht in der Mission an den Unitarierkirchen in Australien, wo zur Zeit Rev. Charles Hargrove tätig ist.

Die Begründung des „International Council of Unitarian and other Liberal Religions Thinkers and Workers", welches 1901 in London, voriges Jahr in Amsterdam, tagte, hat dem englischen Unitarismus eine bedeutende Ermutigung gebracht und eine höchst dankenswerte Festigung der freundschaftlichen Beziehungen mit den Freunden anderer Länder. Wir sehen mit großen Hoffnungen auf die nächstjährige Versammlung in Genf. Davis-London.

Der Bremer Parteitag.

Die sozialdemokratischen Parteitage haben nach und nach eine Bedeutung erlangt, die man nicht leicht überschätzen kann. Für die Partei sind sie die oberste Instanz, die Theorie und Taktik, Programm und Stimmung für die Genossen festlegt. Zum Parteitag delegiert zu werden und sogar dort vor den Augen der Spitzen des Proletariats zu reden, ist für viele strebsame Parteigenossen das höchste Ziel ihres Ehrgeizes. Die bürgerliche Welt hat gleichfalls sich gewöhnt, die Kundgebungen der Dreimillionenpartei, deren weiteres Wachstum trotz vorübergehenden Stillstandes unaufhaltsam erscheint, genügend zu beachten. Man kann wohl sagen, daß die deutsche Presse im ganzen Jahre über kein Ereignis so eingehend und ausführlich berichtet, wie über die sozialdemokratischen Parteitage. Die Parteitage sind nicht darauf berechnet, fremdes Publikum anzuziehen und auf die große Bevölkerungsmasse des Tagungsortes zu wirken. Parteitage gelten ja stets nur der Ordnung und Einexerzierung der eigenen Reihen. Aber in Bremen z. B. waren auch fernstehende Kreise an den Verhandlungen aufs höchste interessiert, und die Tribünen waren meist recht stark besetzt. Jede Partei sollte daraus lernen, daß in der Zeit der Druckerschwärze der Propaganda der Ideen nichts mehr dient, als vollständigste Öffentlichkeit der Besprechung und Verhandlung.

Zweifellos hat die freieste Öffentlichkeit auch ihre Schattenseiten. In jeder Familie gibt es schwarze Wäsche, die man nicht gern öffentlich aushängt. Auch die Sozialdemokratie hat mancherlei Schmutz in ihren Reihen. Ja, man kann ohne weiteres sagen, daß an die Idealisten in der Partei und an den idealistischen Kern sich mancherlei Schlacken anhängen. Leute, die nur ihren eigenen Nutzen suchen, halb heruntergekommene Elemente, die nichts mehr zu verlieren haben, beuten namentlich in Gegenden, die vorgeschobene gefährliche Posten bilden, die Partei sehr leicht aus. Das gibt dann mancherlei widerwärtige Erscheinungen und die Partei hat große Mühe, sich von den Eiterbeulen zu befreien. Auch diese Kur wird öffentlich vorgenommen, wenigstens in gewissen Stadien und nach einzelnen Hauptpunkten. Auch in Bremen nahmen die Parteistreitigkeiten von Düsseldorf, Mühlhausen i. E., Bielefeld einen ganzen Teil der Verhandlungszeit in Anspruch. Die Zeit wäre noch gut angewendet gewesen, wenn der Parteitag in solchen Dingen einen Erfolg erzielte. Aber dahinter muß man ein starkes Fragezeichen machen. Denn so groß auch die Autorität des Parteitags in vielen Stücken ist, so wenig vermag er doch die Rechthabereien streitender Parteigenossen zurückzudämmen.

Gleich zum Beginn brachte der Parteitag für viele eine Enttäuschung. Die Schulfrage wurde von der Erörterung ausgeschlossen. Der Parteivorstand war nicht darauf vorbereitet und hatte seit Wochen keine Lust gehabt, die Gemüter im Lande damit zu beschäftigen. Auch bei ihm ist ein Stück schwerfälliger Bureaukratie vorhanden und sich von andern das Konzept verderben lassen, paßt ihm nicht. Freilich hat die Partei bisher überhaupt in der Schulfrage zu wenig getan. Dies liegt daran, daß die Partei mehr materialistisch wie idealistisch beeinflußt wird, sich mehr auf den wirtschaftlichen als auf den geistigen Faktoren des Volkslebens aufbaut. Die wirtschaftliche Hebung des Volkes ist ihr wichtiger als die geistige, die erstere hält sie für die Voraussetzung der letzteren. Man kann eine gewisse Berechtigung dieser Auffassung vollständig anerkennen, man muß auch zugeben, daß Leute wie der verstorbene Liebknecht mit seinem geflügelten Wort: „Wissen ist Macht" einer etwas anderen Anschauung geduldigt haben, — im allgemeinen aber wäre es gut, wenn die Sozialdemokratie die Bildung und Aufklärung der Arbeiterschaft, und zwar die vernünftige, mehr in den Vordergrund stellte. Im preußischen Staate wird im kommenden Winter die Behandlung der Schulfrage die wichtigste politische Aktion werden. Der preußische Landtag ist der reaktionärste, den es in Deutschland gibt. Seit die Nationalliberalen unsicher geworden sind, ist die Linke in der Volksvertretung auf etliche dreißig Männer zusammengeschmolzen. Ein Kampf der Linken im Parlament ist deshalb nur mit Unterstützung der breiten Volksmasse im Lande möglich. Eine solche Volksbewegung ist aber heute ohne die Sozialdemokratie gar nicht zu schaffen. Das Bürgertum hat allein viel zu wenig politische Energie, ist auch an der Volksschule weniger interessiert, als an der höheren Schule. Wenn nun die Sozialdemokratie nicht gleich eine breit angelegte Volksbewegung mit organisieren hilft, was mindestens nach dem Versagen des Parteitages sehr erschwert ist, so kann man leider dem Kampf der Liberalen um die preußische Volksschule in der kommenden Session kein günstiges Prognostikon stellen.

Das Sensationellste am Bremer Parteitag war der Fall Schippel. Schippel ist ein Schmerzenskind der Partei.

Er hat schon mancherlei auf dem Kerbholz, schon mehrere Parteitage haben sich mit ihm beschäftigt. Dies muß man in Betracht ziehen, wenn diesmal ein verhältnismäßig winziger Vorfall, ein etwas unglücklicher Vortrag im dritten Berliner Wahlkreise, die Gemüter so erregt hat. Das Bremer Vorgehen gegen Schippel machte nicht gerade einen erbaulichen Eindruck. Wenn die breite Volksmasse über Probleme der Wissenschaft aburteilen will, so kommen dabei immer Wunderlichkeiten heraus. Im praktischen Verhalten war ja Schippel nichts anzuhaben, er hat alle Aktionen der Partei mitgezeichnet. Nur seine wissenschaftlichen Untersuchungen bereiteten der Partei Schwierigkeit. Er hat die schutzzöllnerischen Neigungen der deutschen Landwirtschaft zu verstehen gesucht und ihnen eine gewisse Berechtigung zugestanden. Man kann die Hemmungen, die der Partei in der praktischen Agitation daraus erwuchsen, verstehen, und muß doch betonen, daß die Partei es dem Takte der einzelnen überlassen muß, zurückzutreten, wenn sie es an der Zeit finden. Denn eine Partei, die mit der Wissenschaft gehen will, darf nicht in den Verdacht kommen, als wollte sie der Wissenschaft Vorschriften machen und Hindernisse bereiten. Die Partei war ja in Bremen nahe daran, ein Verbrechen gegen die Wissenschaft zu begehen und Schippel aus der Fraktion hinauszuwerfen. Aber weil man sich den übeln Eindruck vor Augen hielt, den ein solches Vorgehen in der Öffentlichkeit erregt hätte, so war man vorsichtig und begnügte sich damit, Schippel noch einmal mit einer Verwarnung heimzuschicken. Ob die Partei auch in Zukunft eine Bereicherung wirklich freiheitlicher Bestrebungen ist, ist noch nicht ausgemacht.

Die große praktische Aktion der Partei in Bremen, die Schaffung eines Kommunalprogramms, verlief etwas dürftig. Die Stärke der Partei besteht ja nicht in praktischer Einzelarbeit, sondern in flammenden Protesten und großen himmelstürmenden Anläufen. Um so wichtiger ist es, daß die Partei sich auch mit den alltäglichen Fragen des Gemeindelebens mehr beschäftigen lernt. Damit bekommt sie festeren Boden unter die Füße, zumal die Ausarbeitung des Programms von Dr. Lindemann eine recht gute Leistung ist.

Im übrigen verhandelte die Partei alle möglichen Herzenswünsche einzelner Delegierter und verschiedener Vereine, die an den Parteitag herangetreten waren. Sehr viele Parteigenossen stellen sich ja den Parteitag vor wie eine Art Maschinisten. Der Parteitag brauche nur an der Kurbel zu drehen, und die Maschine stellt die Mißstände ab. Gerade je weniger ein Parteigenosse irgendwo in einer Stadt bedeutet, für um so mächtiger hält er den Parteitag. Kommen dann die Genossen in verantwortliche Stellungen, so lernen sie erst die Schwierigkeiten und Widerstände und die Unreife vieler ihrer Leute kennen, und sie werden oft wunderbar schnell recht gemäßigt und revisionistisch. Selbst die radikalsten Genossen, wenn sie in die Reichstagsfraktion kommen, werden oft nach kurzer Zeit recht ansehnlich zugestutzt und frisiert.

Von den vielerlei Resolutionen, die angenommen worden sind, interessiert vom ethischen Gesichtspunkte namentlich die gegen den Alkohol. Seit Jahren hat sich auch unter einem Teil der Arbeiterschaft allmählich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß der Alkoholteufel ein großer Schaden besonders auch für die Arbeiterschaft ist, — ein Erfolg der allgemeinen modernen Abstinenzbewegung. Aber die Partei als solche hat stets den Kampf gegen den Alkohol für viel zu bedeutungslos gehalten, als daß sie sich irgendwie damit beschäftigt hätte. Aber steter Tropfen höhlt den Stein. Die abstinenten Arbeiter haben immer wieder angebohrt, und diesmal haben sie den relativen Erfolg zu verzeichnen, daß der Parteitag die Genossen im Lande und namentlich die Presse auffordert, eingehender sich mit den Schäden und Gefahren des Alkoholgenusses zu befassen. Ja, ein Antrag, auf einem der nächsten Parteitage sich mit der Alkoholfrage zu befassen, ist dem Vorstand zur Berücksichtigung überwiesen. Damit kann man erwarten, daß die Phrase der untergeordneten Agitatoren im Lande, die Trunksucht sei die Folge der Verelendung, im Laufe der Zeit zum alten Eisen geworfen wird. In anderen Ländern steht die Sozialdemokratie allerdings der Abstinenzbewegung noch viel freundlicher gegenüber. In Belgien z. B. ist in den Partei- und Genossenschaftshäusern der Ausschank geistiger Getränke vollständig verboten. Hoffentlich holt auch die deutsche Sozialdemokratie allmählich das Versäumte nach.

Bremen war kein besonders bedeutungsvoller Parteitag. Es ist anzunehmen, daß überhaupt, je mehr die Bewegung in die Breite geht, sie an Frische und Energie verlieren wird. Aber auch Bremen hat gezeigt, daß in der Partei eine Menge tüchtiger Kräfte vorhanden sind, zahlreiche Autodidakten, die Beachtung verdienen. Eine bürgerliche Partei macht der Sozialdemokratie vorläufig solche Tagungen nicht nach, wo eine Woche lang wichtige politische Fragen mit Geschick und Eifer debattiert werden — noch dazu meist von Leuten ohne höhere Bildung. Und weil die Sozialdemokratie heute das Vertrauen des größten Teils der unteren Volksschichten hat, deshalb sind ihre Tagungen auch von den Führern der religiös-sittlichen Welt eingehend zu beachten und zu studieren. H. Kötschke.

Nachrichten.

Protestantisches.

(Preußen.) Der Oberkirchenrat hat in Bezug auf die Anrechnung der Militärdienstzeit bei Bemessung des Ruhegehaltes der Geistlichen verfügt:

1) Nach dem Kirchengesetze vom 25. März 1904 wird, wenn der Geistliche in Erfüllung der aktiven Dienstpflicht im stehenden Heere oder in der Marine gedient hat, seinem Dienstalter die darauf verwendete Zeit zugerechnet, jedoch bei denjenigen Geistlichen, welche vor Inkrafttreten des Kirchengesetzes vom 15. August 1898 — das ist 1. August 1899 — ihr theologisches Studium abgeschlossen und während desselben ihrer aktiven Dienstpflicht genügt haben, nur insoweit, als sie ihr Studium über sechs Semester ausgedehnt haben. Im übrigen macht es keinen Unterschied, ob der Geistliche als Studierender der Theologie oder während eines anderen Studiums oder vor dem akademischen Studium, oder ob er als Kandidat der Theologie oder des Predigtamts gedient hat. Auch ist, abweichend vom staatlichen Beamtenrecht, das Lebensalter, in welchem der Geistliche der Militärdienstpflicht genügt hat, auf die Anrechnung ohne Einfluß.

2) Geistlichen und Emeriten, welche an einem Feldzuge im preußischen oder im Reichsheere oder in der preußischen oder kaiserlichen Marine derart teilgenommen haben, daß sie wirklich vor den Feind gekommen oder in dienstlicher Stellung den mobilen Truppen ins Feld gefolgt sind, wird zu der wirklichen Dauer der Dienstzeit ein Jahr hinzugerechnet. Es finden für die Frage, ob eine militärische Unternehmung als ein Feldzug anzusehen ist, die Grundsätze des Staatsbeamtenrechts hier entsprechende Anwendung. Die neuen Bestimmungen finden mit rückwirkender Kraft vom 1. April 1904 ab auf alle Geistliche, auch die bereits in den Ruhestand getretenen, Anwendung, bei welchen die gesetzlichen Voraussetzungen vorliegen, und zwar, ohne daß für die hiernach zur Anrechnung kommende Zeit Nachtragsbeiträge zum Pensionsfonds zu entrichten sind. Außerdem wird bemerkt, daß die Vorschriften des Kirchengesetzes vom 25. März 1904 sich nur auf die Berechnung der Pension beziehen, aber keine Anwendung bei der Berechnung des Dienstalters für die Zwecke der Alterszulagekasse, des Pfarrwitwen- und Waisenfonds und der Stellenbesetzung haben. Die im Amt oder Ruhestand befindlichen Geistlichen, auf welche obige Bestimmungen zutreffen, werden aufgefordert, sich behufs anderweiter Festsetzung ihres Dienst-

alters beziehungsweise Ruhegehalts unter Beibringung der urkundlichen Nachweise, insbesondere des Militärpasses bei den Konsistorien möglichst innerhalb drei Monaten zu melden.

(Baden.) Die „Bad. Ldsztg." 16. September 1904 veröffentlicht Wünsche der Liberalen an die jetzt tagende Generalsynode, wir glauben, daß sie nicht auf Baden beschränkt sind.

1) Belebung der Anteilnahme am Verfassungsleben. Die wenigsten kennen ihre Vertreter zur Generalsynode und wissen, wann eine öffentliche Diözesansynode stattfindet. (Probe machen!) Grund: Die Wahl der Generalsynode ist dreifach indirekt; nicht der Einzelne, auch nicht die Gemeindeversammlung, sondern die paar Kirchenältesten wählen, zunächst Wahlmänner und diese erst wählen den Abgeordneten. Bei der Diözesansynode fallen nur die Wahlmänner weg. Also: Unermüdliche Forderung des direkten Wahlrechts jedes steuerzahlenden Gemeindegenossen; Vorstufe dazu, mindestens die schon in früheren Generalsynoden verlangte Wahl der Vertreter durch die ganze Gemeindeversammlung. Es ist ein recht bezeichnender Gegensatz: im Staat musterhaft freie Wahl, in der Kirche vorsintflutliches Verfahren.

2) Wahlrecht der Frauen. Die einzelstehende Frau hat nach § 6, 9 und 10 als „Mitglied" und „Gemeindegenossin" die gleichen Pflichten, insbesondere Steuerzahlung. Stimmberechtigt sind aber nach § 14 nur die Männer, außer wenn sie entmündigt, armenunterstützt, im Konkurs, überhaupt amtsunfähig, verurteilt, vor Gericht oder ausgeschlossen sind; dem alsdann stehen also die Frauen sozusagen gleich! Eine Gutsbesitzerin z. B., die ihr Hofgut voll Klugheit verwaltet, darf viel Steuer zahlen, ihr dümmster Stallknecht hat das Stimmrecht, sie aber hat es nicht!

Also: Ersetzung des Wortes „Männer" in § 14 durch die in § 6, 9 und 10 schon vorhandenen Worte: Mitglied der Gemeinde.

3) Keines Geisteszwang! Deshalb zu fordern:

a. Die verschiedenen Richtungen in der Kirche seien als gleichberechtigt anzuerkennen. Aber endlich einmal klar, deutlich und unmißverständlich, nicht so verklausuliert, daß immer wieder sich Sätze und Deutungen finden lassen, auf denen die orthodoxe Verketzerungshetze rechtlichen Boden zu finden vermeint. Will man nicht die besten Geisteskräfte in der Landesgemeinde verstummen machen, so muß hier endlich unzweifelhafte Klarheit geboten werden.

Also: Zusatz zu § 1. Die verschiedenen Richtungen des protestantischen Christentums sind gleichberechtigt. Es besteht Freiheit der theologischen Wissenschaft.

b. Freiheit für diejenigen, welche gewissenshalber das Christus und den Aposteln unbekannte sogenannte Glaubensbekenntnis weder als wörtliche Verpflichtung auf den genauen Inhalt, noch als unverbindliche allgemeine Verlesung („referierender Gebrauch") in den kirchlichen Handlungen zu vernehmen wünschen. Es soll deshalb jedem Geistlichen freistehen, nach eigener Überzeugung, bei Einzelhandlungen auch auf Wunsch des betreffenden Gemeindegenossen, dasselbe wegzulassen. Also: Das Glaubensbekenntnis wird freigegeben.

All diese Forderungen sind nichts Neues, und doch sind sie bisher von ihrer Verwirklichung noch weiter entfernt, als die allerneueste Erfindung es ist.

Es ist für einen warmherzigen, überzeugten Protestanten wirklich schmerzlich zu sehen, wie die protestantischen Kirchen hinter den Anforderungen unserer Zeit nachhinken; in Baden sind wir noch verhältnismäßig gut daran und doch auch hier ist der Gegensatz zwischen dem staatlichen und dem kirchlichen Wahlrecht für die ganze Haltung äußerst kennzeichnend.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Soeben erschien:
Der deutsche Protestantenverein
Von D. Hönig.
Preis 30 ₰.
Bremen. Carl Schünemann.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus
in Flensburg ist auf Anregung mehr. Pastoren m. der Tendenz gegründet, insonderh. Geistl., Beamten, Lehr., Diak. u. christl. Verein. erstkl. Fabrikate zu kleinstmögl. Preise. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).
Inhab. L. Simonsen, Pastor a. D.

Bestellen Sie sofort bei Ihrem Buchhändler:
D. Fr. Naumann
Demokratie u. Kaisertum
3. **völlig neu** bearbeitete Auflage (8. bis 14. Tausend)
br. Mk. 1.20, gbd. Mk. 2.
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Der bekannte, von Freund und Feind hochgeachtete politische Denker behandelt in glänzend stilisierter Darstellung die brennenden Fragen der inneren und äußeren Politik. Das Werk ist ein **unentbehrliches politisches Bildungsmittel** für jeden Deutschen, der eine kraftvolle und kluge vaterländische Politik wünscht.

In Heften 30–40 Pfg.
Religionsgeschichtliche Volksbücher.
Bis jetzt erschienen:
Quellen des Lebens Jesu. Von Prof. Wernle. 40 Pfg.
Jesus (Doppelheft). Von Prof. Bousset. 60 Pfg.
Entstehung d. Neuen Testaments. Von Prof. Holtzmann. 35 Pfg.
Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. Von Prof. Pfleiderer. 40 Pfg.
Seelenwanderung. Von Prof. Bertholet. 40 Pfg.
Mit Porto je 10 Pfg. mehr.
Prospekte gratis.
Zu beziehen (einzeln und fortlaufend) von jeder Buchhandlung sowie vom Verlage, der gegen 3 Mk. Einsendung Konto anlegt, und die Hefte jeweils nach Erscheinen versendet.
Postabonnement (monatlich 1 Heft) Mk. 2.10 im Halbjahr.
Gebauer-Schwetschke
Halle a. S.

Wollsachen werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei. Handweberei.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

☞ **Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt.** Die Expedition.